

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 16

Artikel: Trost

Autor: Risshaupt, Jenny

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637483>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herr Seluritaswächter.“ „Dann kann ich nicht helfen, nur Abonnenten darf das Haus geöffnet werden!“ im weitern erklärte er mir, daß auch sein Kollege, der Meyer, der in der untern Stadt Kontrolle ausübe, nicht zu öffnen befugt wäre. Nur der Berger, der Oberkontrolleur, könnte allenfalls helfen, aber der sei eben nach Hause gegangen. Ja, so sei es, da sei nichts zu machen. Jetzt müsse er gehen, höchste Zeit. Und fort war er. O Jammer, o Elend! Da stand ich nun, wie ein armer Sünder und alle meine Hochachtung und Sympathie für Seluritas war in die Brüche gegangen. O Seluritas, warum hast du mir das angetan?

In dieser schweren Stunde nahte sich mir ein Engel in Gestalt des Bahnhofspottiers, der meiner Unterredung gehört. Wohl konnte auch er mir nicht zum Schlüssel des Paradieses verhelfen, der gute Alte. Aber er gab mir doch die Erlaubnis, auch ohne Billet den Rest der Nacht im Wartsaal II. Klasse des Bahnhofes zuzubringen, ein Entgegenkommen, von dem ich mit Freuden Gebrauch mache. Denn draußen heulte der Sturm noch unverändert fort, die Last meiner sechs Bücher machte sich unangenehm bemerkbar. Im Wartsaal herrschte eine heimelige, trauta Wärme. 19 Grad Celsius, das war nicht zu verachten. Auf einem der Bänke machte ich mir ein Lager zurecht. Ein liebliches Schnarchkonzert belehrte mich, daß ich nicht alleine sei. Soweit ich im Halbdunkel sehen konnte, waren noch drei Männer anwesend, lang ausgestreckt auf den im Hintergrunde befindlichen Bänken liegend. Reisende, allem Anschein nach. Ob fix oder nur mit Provision engagiert, vermochte ich allerdings nicht festzustellen. Sie schliefen den Schlaf des Gerechten. Ich aber, des harten Lagers ungewohnt, wand mich hin und her. Zeitweise erhob ich mich und befahl mir das an der gegenüberliegenden Wand befindliche Kolossalgemälde, die Gotthardstraße mit Wassen zur Winterszeit, darstellend. Es bot mir willkommene Ablenkung. Allerhand Erinnerungen an ausgeführte Gleitschertouren wachten wieder auf. Meine alte Liebe zu den Bergen fand hier neue Nahrung. Und als von draußen her gar noch das Schnauben einer manövrierenden Lokomotive ans Ohr mir drang, Signale ertönten, da war's um mich geschehen. Heiße Sehnsucht nach der Ferne ergriff mich mit Allgewalt. Fort von hier, fort, unbekannten Fernen entgegen!

Glockenschläge vom Turm der Heiliggeistkirche weckten mich aus meiner Träumerei auf. 4 Uhr morgens! In der Bahnhofshalle begann es lebendig zu werden. Türen wurden aufgerissen, zugeschlagen. Ich erhob mich und trat in die Halle hinaus. Eine wilde Horde bernischer Musensohne war's, die lärmend, johlend in das nun geöffnete Buffet stürmten. ... Keinen Tropfen im Becher mehr und der Beutel schlaff und leer, Lindenwirtin, du junge ... Das war auch mein Fall. Mizmutig begab ich mich wieder zu meiner Lagerstätte zurück. Meine Schlafgefährten waren nicht mehr da. Vermutlich hatten sie sich zu einem kühlen Trunk ins Buffet begeben. Von Schlaf war indessen keine Rede mehr. Doch wozu hatte ich meine Bücher denn die ganze Nacht mit mir herumgeschleppt! Diese Beschützer vor Langeweile. Heraus damit! „Le silence“ von Ed. Rod, das könnte nicht übel passen! Oder sollte ich mir Romain Rollands „Vie de Beethoven“ zu Gemüte führen? Den „Fall Clemenceau“ von Dumas wollte ich mir jedenfalls auf andere Zeiten versparen. Hatte ich doch an meinem Falle gerade genug. Eine gute halbe Stunde las ich in „Le silence“ während aus dem Buffet dumpf der Gesang der Studenten herüberdrang. Dann übermannte mich wieder der Schlaf. Als ich erwachte und nach der Uhr sah, war es 6 Uhr. Eben wollte ich zu Shaws „Heiliger Johanna“ greifen, als die Türe sich öffnete und ein Bahnbeamter vor mir stand, der in höchst unheiligem Tone die Vorweisung meines Billets forderte. Billet? Ich besitze keines. Keinen Hausschlüssel, kein Portemonnaie. Ich besitze nichts als diese Bücher, mein Leben, das muß ich Freund Hain einst geben!

... Doch fand ich damit wenig Verständnis. Und wäre es nach dem Grundsatz Bubenbergs gegangen: So lange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach, wir ständen beide, der Beamte und ich, noch heute auf derselben Stelle. Der Gescheitere gibt nach, sagte ich mir, der Zweck meines Daseins war ja erreicht, die Zeit der Heimkehr gekommen. Ich packte ein und ging. Mich in eine Diskussion über Bahnhofswartsäle II. Klasse im Allgemeinen und einen vergessenen Hausschlüssel im Besondern einzulassen, wäre unnötige Kraftvergeudung gewesen. Zudem verfügt dieser Wartsaal II. Klasse über keine Reize und Schönheiten, die den Wunsch, länger zu bleiben als notwendig war, rechtfertigen könnten. In diesem Wartsaal kann ich nur die 19 Grad Celsius, allenfalls noch das Kolossalgemälde, lobend erwähnen. In den Schönheiten Berns, die die Fremden rühmen, ist der Wartsaal II. Klasse des Hauptbahnhofes auf keinen Fall inbegriffen. Es ist höchste Zeit, daß auch hier bald einmal neues Leben aus den Ruinen blüht.

Die Bücher unter dem Arm mache ich mich also auf den Heimweg. Es regnete in ziemlich ausgiebiger Weise und der noch immer fauchende Wind — du lieber Westwind, blas noch mehr — sorgte bereitwillig dafür, daß außer dem Regenschirm auch noch andere Dinge des kühenden Masses teilhaftig wurden. Doch was kümmerte mich das, es ging ja nach Hause, dem wärmenden etwas entgegen.

Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr stand ich dann vor meiner geöffneten Haustür. Eine mitleidige Seele hatte aufgeschlossen oder war hier telepathische Gedankenübertragung im Spiele? Auf den Zehen schlich ich mich die Treppe hinauf, ängstlich bemüht, ein Zusammentreffen mit Hausbewohnern zu vermeiden. Wer hätte mir auch die Geschichte vom vergessenen Hausschlüssel geglaubt, jetzt, zur Zeit der Maskenbälle? Glücklich erreichte ich meine Wohnung. Schallendes Gelächter empfing mich. So etwas kann nur dir passieren, meinte meine Frau. Wie kann man nur den Hausschlüssel vergessen! Mein Töchterlein kam nicht aus dem Lachen heraus. Wie kann man nur Selbstverständlich blieb ich die Antwort nicht schuldig ... Wie kann man nur schlafen bei solchem Gelingel, einem derartigen Bombardement, das Tote hätte aufweden müssen!

Meine nächtliche Irrfahrt bildet heute noch Gegenstand der Belustigung und es scheint mir, als ob verschiedene der Hausbewohner ein vielsagendes, heimliches Lächeln auf den Lippen trügen. Sollte geplaudert worden sein? Doch, was kümmert's mich! Ich habe doch einmal Gelegenheit gehabt, die Schönheiten und Reize Berns bei Nacht kennen zu lernen. Sollte ich aber noch einmal in eine solche Situation gelangen, dann wird es mir auf ein paar Fensterscheiben, ein kaputes Türschloß nicht ankommen, Nachtruhe hin oder her! Natürlich wird's dann wieder heißen: Wie kann man nur ...

Trost.

Skizze von Jenny Rizhaupt.

Unter einem Ahornbaum hatte er es ihr gesagt, just als die Welt in Blüten stand und ein wonnevoller Ahnen werdenden frohen Lebens durch das All ging.

Sie hatten zusammen einen Ausflug unternommen und ihr war von Anbeginn an sein stilles, wortkarges, ja verlegenes Wesen aufgefallen. Die Falte stand auf seiner Stirn, die sie so sehr fürchtete, und die sie in letzter Zeit durch keine Zärtlichkeit, durch keine Liebe hatte verbannen können.

Etwas wie ein Drud hatte auf ihrer Seele gelegen, trotz der Frühlingspracht rings um sie her. So, als wenn sie geahnt hätte, daß etwas Furchtbare über sie hereinbrechen würde. Etwas, das ihr ganzes Leben von Grund auf ändern würde. —

Und dann hatte er es ihr gesagt. Wie Tropfen waren die Worte aus seinem Munde gekommen. Langsam. Falpend, zergehend und Wunden schaffend. Unter dem Ahornbaum hatten sie gestanden, einsam und allein im Walde.

Sie hatte sich an den Baum gelehnt und ihn mit zitternden Fingern umschlossen, damit er das Wanken ihrer Knie nicht sahe. Denn es galt fest zu bleiben und den Stolz zu wahren. Er warf ihr in langsam sich von seinem Munde abringenden Worten das Geständnis vor, daß er sie nicht mehr liebe, und daß er sein Leben von ihr lösen müsse. Damit sie nicht beide einer traurigen, enttäuschungsreichen und grauen Zukunft entgegengingen.

Beide? Nein, er hatte recht, es war schon besser, sie ging allein. Wenn sein gesunder Egoismus ihr auch wehtat, gewiß, es war besser, es litt nur eines von ihnen. Und wie sehr sie darunter litt, unter dem Loslösen der gewohnten Zweiheit, das brauchte er nicht zu wissen.

Marga blieb ganz fest äußerlich. Ganz still. Wenn auch aller Glanz in ihren Augen erloschen war. Das sah er nicht, denn seine Blicke suchten den Boden. So, als schämte er sich. Weil er vielleicht an all die zahlreichen Liebesbeteuerungen dachte, die er ihr in den langen Jahren ihres heimlichen Verlöbnisses gemacht hatte. Fast knabhaft verlegen stand er vor dem Mädchen, das still und stark schien — äußerlich.

„Ich habe es lange gemerkt“, sagte sie endlich mit einer ihr ganz fremd klingenden, tonlosen Stimme, „du kannst schlecht Theater spielen, Walter, ja, ja, ich gebe dich frei. Um Gotteswillen keine Ketten, die man nicht freiwillig um sich legt. Du sollst frei und glücklich sein, dein Glück im Leben noch finden, — und ich werde mich hineinschicken lernen.“

„Marga“, sagte er leise, „gib mir deine Hand, daß wir als Freunde scheiden.“

„Freunde?“ Mit großen Augen sah sie ihn an. „Freunde, — nun gut, wenn du willst, ich werde dir niemals feindlich gesinnt sein.“ Und heimlich dachte sie, während sie ihre Hand noch einmal in die seine legte, in die sie sich so oft voll Ruhe und Seligkeit geschmiegt hatte. „Freunde?! Aber das ist ja wieder Theater! Wir werden uns fremd werden, ganz fremd. Schon morgen werden wir das sein.“

Dann war ein kurzer Abschied gekommen und jedes war seine Straße gezogen. Allein durch den taufrischen Wald, den sie zusammen betreten hatten.

Lange, lange Zeit hatte Marga gebraucht, bis sie ruhig geworden war. Freilich, die Welt hatte von ihren Kämpfen nicht viel gesehen, stolz hatte sie jede weitere Auskunft ihren Freunden und Bekannten gegenüber verweigert.

„Wir haben gesehen, daß es besser so war“, sagte sie nur. Nicht ein Wort des Vorwurfs, des Tadels für ihn. Aber ihre Seele blutete. Nachts weinte sie sich in den Schlaf, tagsüber tat sie ohne Pause ihre Arbeit. Um sich zu betäuben, um nicht denken zu müssen.

Und die Zeit verging, die Jahre entchwanden. Sie wurde ruhiger, ohne je an ein neues Glück zu denken, denn sie hatte ihn allzu sehr geliebt. Sie gehörte nicht zu jenen, die einfach vergessen und neuen Vorteil wahrnehmen können.

Und ein Trost entstand ihr mit der Zeit, die enteilte. Sie fand ihn in der Einsamkeit, die sie früher gefürchtet hatte. In der Einsamkeit mit all ihren tausend Rostlichkeiten.

Die Natur wurde ihr zur wahren Trösterin mit ihren dunklen Tannenwäldern, ihren Seen und Bergen und grünen Matten. Die Sonne vergoldete ihr Leben und erzählte ihr Märchen, von denen schnellebige Menschen nichts vernehmen, die im Großstadtleben untergehen. Die Bücher redeten zu ihr und wurden ihre besten Freunde. Aus ihnen schöpfte sie, was ihre Seele bedurfte, die Menschen selbst hielt sie sich fern. Traumgestalten waren ihr lieber als die rauhe Wirklichkeit.

Musik wurde zur Weihenkünderin ihrer Seele und lehrte sie göttliche Führungen und Gedanken verstehen. In vielen

Konzerten saß sie lauschend in Andacht versunken, im Theater schöpfte ihr Herz sich neue Begeisterung, weitete sich ihr Blick, ihr geistiger Horizont. Das Leben ist gar nicht so hart und grausam, wie wir denken, es hat gar manchen Trost zur Hand für verwundete Herzen, wenn die Menschen ihn nur verstehen wollten. Und anwenden lernten zur rechten Zeit.

Marga lernte es, verstand es.

Sie ging nicht zu Grunde an ihrer zerbrochenen Liebe. Sie erstarke vielmehr an den Wunden, die sie ihr geschlagen und fand sich in das neue Leben hinein, das groß und reich war, wenn auch auf andere Weise.

Und noch als verhältnismäßig junger Mensch lernte sie erkennen, daß die Liebe zur gesamten Menschheit unser Leben adeln soll und sich nicht nur an einen Menschen hängen darf.

Sie lernte durch diese Liebe voll Freude ihr trostreiches, einsames Leben leben, und es als ein Geschenk betrachten, das Gott uns verliehen hat.

Der Mühlbach.

Von Käthe Binden.

Die Eltern wollten ihr einziges Kind nur ungern nach Amerika ziehen lassen. Als sie aber das Glück der Tochter sahen, die so freudig dem Manne ihrer Wahl in die neue Welt folgte, waren beide verstummt. Die Trennung zwischen Eltern und Kind dauerte länger als vorgesehen. In der neuen Heimat war Krankheit über die junge Frau gekommen. Auch als nach drei Jahren ein liebliches Töchterchen ihr neuen Lebensmut schenkte, war noch lange nicht an die weite, beschwerliche Reise zu den Eltern zu denken. Klein Mary wuchs heran ohne zärtliche Großelternliebe. Als sie 5jährig war und die sehnichtsvollen Briefe immer häufiger hinüber und herüber flogen, entschloß sich Frau Anna zur Reise. „Dein Ebenbild, geliebte Tochter, in die Arme schließen zu dürfen, wird die größte Wonne unseres Alters sein“, so hatte der Vater erst jüngst geschrieben. Und Anna hatte geantwortet, daß sie sich am meisten nächst den Eltern nach dem muntern Mühlbach sehne, dem Gespielen ihrer Kindertage. Kein noch so imposanter amerikanischer Strom könne ihr diesen trauten Gesellen ersezten. Alles war zur Abreise wohl vorbereitet, die Plätze auf dem Oceandampfer belegt, als plötzlich und unerwartet ein Hindernis eintrat. Frau Annas Mann, der sie frisch und gesund am Morgen verlassen, wurde am Abend mit einem komplizierten Beinbruch und inneren Verlebungen, bei Ausübung seines Berufes erlitten, heimgesetzt.

Auf keinen Fall wollte Frau Anna ihren Ehemann in diesem Zustande verlassen. Nach reiflicher Überlegung fassten Mann und Frau den Entschluß, klein Mary unterm Schutz eines Bekannten allein nach Europa reisen zu lassen. Nur um die fernen Eltern nicht ganz um die große, längst ersehnte Freude zu bringen, trennten sich die Eltern schweren Herzens von ihrem goldblonden Liebling. Man beschloß, das Kind spätestens nach Jahresfrist (der Arzt hatte einen günstigen, wenn auch langwierigen Verlauf des Unfallen prophezei) gemeinsam bei den Großeltern abzuholen. — Und klein Mary, das aufgeweckte, beherzte Kind, betrat furchtlos den Oceanriesen und warf fröhlich und ahnungslos der in Tränen aufgelösten Mutter ein Abschiedsküßchen zu. — Die Seefahrt bekam der Kleinen ausgezeichnet. Sie war voll übermüdiger Laune und wurde bald der Liebling sämtlicher Passagiere. Wenn es hieß, „Mary kommt“, dann heiterte sich selbst das Gesicht des grämlichsten Menschenfeindes auf. Von allen Seiten wurde sie verhütselt und verwöhnt und bald nur noch „unser Sonnenscheinchen“ genannt. Auf dem Festlande wurde klein Mary dann sofort vom überglücklichen Großvater in Empfang genommen, um sie nach weiter Bahnfahrt sicher und wohlgeborgen zur Großmutter ins stille Dörfchen, zur trauten